

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 37.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Hübschen, Plüts, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

3.

Sie warfen sich wieder auf ihre Betten und schliefen diesmal bald und fest ein. Als sie erwachten, kam ihnen alles, was in der Nacht geschehen war, wie ein Traum vor. Die Sonne schien hell in den Saal und Don Ignacio de la Lapida saß in der Thüre, rauchte seine Cigarre und wartete auf das Erwachen seiner Gäste. Einige Schritte weiter hin, im Garten, hockte der alte Anton Marti, als habe er sein Lebtag nichts weiter gethan.

„Ave Maria! Hoffentlich haben Sie die Nacht angenehm verbracht,“ sagte der Führer mit spanischer Höflichkeit.

„Im Gegentheil, sehr schlecht,“ antwortete Fernando.

„Haben Sie etwa das Gespenst gehört oder gesehen?“

„Freilich,“ antwortete Leon ganz gelassen.

„Daß sich Gott erbarme!“ rief der Führer erbleichend aus; „hat es Sie angeredet?“

„Nein,“ erwiderte Fernando. „Aber Sie können sich denken, daß wir uns nicht noch ein Mal von Gespenstern werden schrecken lassen; heute noch verlassen wir den Alcazar und vielleicht Granada.“

„Gott geleite Sie! Kann ich Ihnen irgend wie dienen?“

„Ja, vielleicht,“ antwortete Fernando, indem er ihm die Pässe reichte; „die Papiere müssen heute noch in Ordnung gebracht werden.“

„Binnen zwei Stunden soll das besorgt sein,“ sagte Don Ignacio mit wichtiger Stimme.

An demselben Tage kurz vor Sonnenuntergang verließen die beiden Freunde Granada und nahmen den Weg nach Santa Fe. Der Franzose war zu Pferde; Fernando folgte ihm von weitem mit einem Buche unter dem Arme. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde weit waren, wendeten sie sich nach einer Platane hin, die ganz allein etwa hundert Schritte von der Straße stand.

Anton Marti hatte sich bereits da eingefunden. Er kam den Reisenden entgegen und sagte, indem er auf das Pferd deutete, daß er am Zügel hielt: „Glauben Sie, daß ich es habe stehlen müssen, ob ich gleich hundert Piafter in der Tasche habe?“

„Das kann aber schlimm für Sie werden.“

„Ich weiß es wohl, aber es ging nicht anders. Ich bin in Granada bekannt und man weiß, daß ich ein armer Teufel bin, der nicht so viel hat, um nur eine alte Nähre zu kaufen. Die Polizei hat ihre Augen überall; hätte ich nun um ein Pferd gehandelt, so würde sie Abends auf der rechten Spur gewesen sein. So habe ich das Pferd gestohlen, die Polizei erfährt

es erst morgen und unterdeß ist Se. Excellenz schon weit fort."

"Aber Sie? Man wird Sie verhaften, Ihnen den Prozeß machen, Sie vielleicht verurtheilen."

"Immerhin," antwortete Anton Marti, "mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Ich verlasse Granada, gehe gerade aus und der liebe Gott mag mich führen, wohin er will, hoffentlich nicht in das Gefängniß."

"Sie müssen mit nach Gibraltar kommen," sagte der Franzose.

"Mit Sr. Excellenz kann ich nicht gehen," antwortete der Alte; "da ich keinen Paß habe, würde ich auch ihn in Unannehmlichkeiten bringen. Ich werde mich mit Gotteshilfe in die Alpujarren begeben."

Der Veteran hielt es für etwas ganz Natürliches und Einfaches, sich für den alten Verbannten aufzuopfern, welcher den liberalen Ideen den Sieg zu verschaffen sich bestrebt. "Se. Excellenz kommt nicht!" rief er nach einiger Zeit bekümmert aus; "wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist."

"Fürchten Sie, daß er erkannt und verhaftet worden sei?" fragte Leon.

"Nein, das fürchte ich nicht, aber, der Herr stehe uns bei! es könnte ihm in dem unterirdischen Gewölbe etwas zugestoßen sein. Er muß, um aus ihm herauszukommen, in zusammenbrechenden Gängen hingehen; ich habe den Weg nur ein Mal gemacht und war leichenblaß als ich am Ziele ankam. Man fühlt, daß die Steine unter den Füßen wanken, und hier und da trifft man auf Löcher, deren Tiefe man nicht ermessen kann."

"Und die junge Dame will diesen gefährlichen Weg auch gehen?" unterbrach ihn Fernando; "sie wagt ja dabei ihr Leben!"

"Allerdings, wenn sie die Geistesgegenwart verliert, wenn sie einen Fehltritt thut, kann sie in eine Tiefe stürzen, aus der sie nie wieder zu befreien ist. Ich habe ihr alles gesagt, sie antwortete aber, sie würde vorsichtig gehen und fürchte sich nicht."

"Ich schaudere bei dem Gedanken daran," sprach Fernando.

Es folgte eine lange Pause. Die Nacht war sehr dunkel und die Gegend öde; man hörte nichts als das gleichförmige und ununterbrochene Murmeln der Quelle und das Rauschen der Blätter der Platane. Die beiden Freunde zählten in schmerzlicher Spannung die Augenblicke.

"Wenn sie diesen Abend nicht herauskommen, steige ich selbst in das unterirdische Gewölbe hinunter," sagte endlich Fernando.

Kaum aber hatte er diese Worte gesprochen, als Anton Marti rasch aufstand, auf zwei Schatten deutete, die sich in einiger Entfernung zu bewegen schienen, und ausrief: "Sie kommen!"

Es war wirklich der Oberst und die junge Dame. Die Erklärungen und der Abschied währten kaum eine Minute. Der Oberst schwang sich mit Reitergeschicklichkeit auf das Pferd, das Anton Marti für ihn bereit hielt, der Franzose, der Graf von Play, drückte dem Freunde Fernando die Hand und die beiden Reisenden ritten in Galopp davon.

"Braver Anton!" sagte die Dame zu dem Alten, nachdem sie mit Fernando gesprochen hatte, "ich höre, daß Du einen Diebstahl begangen hast."

"Er drückt mir das Gewissen nicht," antwortete der Veteran; "das Pferd gehörte dem schlimmsten Feinde Sr. Excellenz, dem Judas Ischariot, der am meisten zu seiner Verurtheilung beitrug."

"Ach dem Don Patricio!" unterbrach ihn die Dame. "Ich werde dann sorgen, ihn dafür zu entschädigen. . . Du aber kannst diesen Abend nicht nach Granada zurückkehren; gehe vielmehr sogleich nach Lora und frage da nach dem Landhause der Dona Mariana; Jedermann wird Dir es zeigen. Sage da, daß Du von mir geschickt worden seist, und bleibe da, bis ich Dir anzeige, daß Du nach Granada zurückkommen kannst."

Nachdem der Alte sich auf den Weg gemacht hatte, wendete sich die Dame zu Fernando und sagte zu ihm: "Sie werden mir eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mich nach Granada zurück begleiten."

"Ich wollte um diese Ehre bitten," antwortete Fernando; "sind Sie aber nicht geneigt, einen Augenblick auszuruhen? Es ist weit bis an das Thor und Sie scheinen ermüdet zu sein."

Sie setzte sich nieder und schwieg, denn wie ihr Körper ermüdet war, so schien ihr Geist von Sorgen schwer gebeugt zu sein. Fernando blieb in geringer Entfernung von ihr stehen und sprach auch nicht. Seine Lage kam ihm sehr seltsam vor und das Herz klopfte ihm stärker als gewöhnlich. Er begann eben so große Neugierde als Theilnahme für die junge Dame zu empfinden, die ihm ein seltsamer Zufall nahe gebracht hatte, und die ihm ein Zeichen großen Vertrauens gab, über sich selbst ihm aber durchaus nichts sagte. Er baute

sich so einen Roman zusammen. Donna Mariana, die er bisher nur im Halbdunkel gesehen hatte, schien ihm wunderbar schön zu sein; ihr Wuchs und Haar verriethen, daß sie jung war, und ihr Benehmen, ihre mit etwas Stolz gepaarte Anmuth deuteten an, daß sie in den höchsten Kreisen zu leben gewohnt sei.

Nach einer langen Pause richtete die Dame endlich ihr Haupt wieder empor, zog ihre Mantille zusammen, stand auf und sagte: „Sie haben die Güte gehabt, lange auf mich zu warten; ich habe mich erholt und bin bereit, Ihnen zu folgen.“

Fernando bot ihr den Arm, aber sie schlug ihn dankend aus und sagte: „ich bin in den alten spanischen Sitten erzogen; verzeihen Sie also, daß ich allein gehe.“

„So erlauben Sie mir wenigstens, neben Ihnen zu gehen, um Ihnen an schwierigen Stellen die Hand bieten zu können.“

„Diese werde ich oft annehmen,“ antwortete sie, „denn der Weg nach Granada ist sehr schlecht.“

An der Stadt sagte Dona Mariana zu ihrem Begleiter: „Hier müssen wir uns trennen; es wäre unvorsichtig, wenn wir zusammen in die Stadt hineingingen.“

„Ich werde Ihnen wenigstens folgen, bis Sie in Sicherheit sind.“

„Nein,“ antwortete sie sanft aber fest; „gehen Sie durch dieses Thor hinein, ich werde mich nach San Geronimo hin wenden.“

Sie winkte ihm ein Lebewohl zu und verschwand. Fernando blickte ihr eine Zeit lang nach, da er nicht wußte, ob er ihr gehorchen oder ihr doch folgen sollte. In diesem Augenblicke schlug es elf Uhr. Der Gedanke, daß die junge Dame sich in so später Nachtstunde einer ernstern Gefahr in dem öden Stadttheile aussetzen konnte, bestimmte ihn plötzlich und er ging deshalb in der Richtung hin, in welcher er Dona Mariana hatte verschwinden sehen sehen, aber er sah auf dem großen Triumphplatze nichts mehr als die Bildsäule der heiligen Jungfrau, an welcher einige Lämpchen brannten.

4.

Fernando an Leon.

Granada, den 20. September 1830.

„Nein, ich bin nicht im Kerker und ich verbiete Dir, Dein Versprechen zu lösen, das Du mir beim Abschiede gabst, mich in Granada wieder aufzusuchen,

wenn ich nach vierzehn Tagen nicht bei Dir in Gibraltar wäre. Auch beklage mich nicht wegen meiner Lage; ich werde mich allein aus der Verlegenheit zu ziehen wissen. Ich habe mit Vergnügen erfahren, daß unser alter Patriot glücklich in Gibraltar angekommen ist; aber warum schiffte er sich unmittelbar nach England ein? Geht er wirklich wieder mit einer Verschwörung um? Gebe der Himmel, daß er sich im nebeligen Albion ruhig verhalte! Ich weiß nicht, wenn ich Granada verlassen kann; warte nicht auf mich und reise in Gottes Namen nach Madrid. Ich ertrage mein Schicksal in Geduld, glaube mir.“

Der Graf von Play antwortete ganz einfach:

„Lieber Freund, Du bist verliebt. Schicke Deinen nächsten Brief nach Madrid und vergiß nicht, daß ich Dein bester Freund bin.“

Im nächsten Briefe schrieb Fernando: „Und wenn Du mich einen Narren nennst, ich gestehe Dir, was mich in Granada zurückhält. Es ist weder getheilte Liebe, noch selbst Hoffnung, sondern bloß das Glück, im Stillen und im Geheimen zu lieben. — Dem alten Ignacio de la Lapida habe ich die Wahrheit halb gesagt, indem ich ihm erzählte, mein Paß sei mir mit meiner Briefftasche in den Durro gefallen. Der alte Fuchs sah mich ungläubig an, bald aber berechnete er, daß er mehr gewinnen würde, wenn er mir auf's Wort glaube, und antwortete in einem Tone, den ich vollkommen verstand: „Wir wollen uns Mühe geben, die Leute von der Polizei dahinzubringen, daß sie an diesen Unfall glauben. Ich habe einige Bekannte, die sich ein Vergnügen daraus machen werden, Ihnen gefällig zu sein, wenn es möglich ist.“

„Und ich werde dafür erkenntlich sein,“ entgegnete ich in nicht minder bedeutungsvollem Tone.

Vor kurzem hat er mir wirklich einen neuen Paß gebracht und ich kann nun unangefochten in Granada bleiben. Während den weitläufigen Unterhandlungen über diese Paßangelegenheit fragte ich den Ignacio, ob er die Dame kenne, die ich einmal im Eisernhofe der Alhambra gesehen und die Dona Mariana heiße. Der Heuchler that, als wisse er von nichts und ich konnte durchaus nichts von ihm erfahren. Ich erkundigte mich dann bei andern Personen und fing von dem Obersten zu sprechen an, aber bei dessen Namen schwieg alles, so sehr fürchtete man die Ohren der Polizei.

Eines Abends kam ich von einem Besuche in der Alhambra zurück und sah in einer Allee eine schwarzgekleidete Dame mir entgegenkommen. Sie war allein

und es dunkelte bereits. Ich glaubte sie zu erschrecken, wenn ich ihr an dieser öden Stelle entgegenträte und verbarg mich hinter einem Myrtengebüsche am Wege. Sie ging vorüber, ohne mich zu sehen, aber ich erkannte sie; es war Dona Mariana.

Sie stieg auf einen kleinen Hügel hinauf, der von Cypressen beschattet wird, und blieb da stehen, gleichsam um den Sonnenuntergang zu betrachten. In diesem Augenblicke konnte ich sie deutlich sehen. Ihre Mantille umhüllte nur ihre Schulter und ließ ihr Gesicht unbedeckt, das wunderbar schön ist. Merkwürdiger Weise hat sie die Frische, den Teint und die blauen Augen einer Nordländerin; das Blut der Gothen fließt offenbar unvermischt in ihren Adern. Ihr einfacher Anzug hob den Adel ihrer Schönheit noch mehr hervor. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid wie alle Damen in Granada und eine Blume im Haar. Ihre Blicke schweiften eine kurze Zeit über die vor ihr liegende Landschaft, dann kam sie langsam und sinnend wieder nach mir zurück, blieb aber mehrmals stehen und sah sich um, als erwarte sie Jemanden. Es war Thorheit, aber ich kann Dir nicht sagen, welche Eifersucht mich in diesem Augenblicke peinigte; ich bildete mir ein, sie sei zu einem Rendezvous daher gekommen und sie erwarte den, welchen sie liebe. Ich wollte mich ärgerlich entfernen, gleichwohl hielt mich eine peinliche Neugierde zurück. Endlich erschien ein Mädchen, das leichten Schrittes unter den Bäumen daher kam und Blumen in ihrem Schürzchen trug.

„Jesus! Maria! Wo hast Du diesen Strauß gesucht?“ fragte Dona Mariana im Tone des Vorwurfs; „Du wußtest doch, daß ich auf Dich wartete.“

Beide gingen schnell in der Allee hinunter, ich folgte ihnen, verlor aber in der Stadt bald ihre Spur. Da reuete es mich denn gar sehr, daß ich Dona Mariana nicht angerebet, und ich konnte mich nur mit der Hoffnung trösten, sie bald wieder zu sehen.

Ich wanderte nun alle Tage nach der Alhambra, aber stets vergebens und endlich nahm ich mir vor, mit Gewalt mich von meiner Thorheit zu heilen und nach Gibraltar abzureisen. Der Tag dieser Abreise war bereits festgesetzt und am Abende vorher besuchte ich die Alhambra nochmals. — Kaum war ich durch das Thor des Gerichts hineingetreten, als ich Dona Mariana mit ihrem Kammermädchen etwa zwanzig Schritte vor mir sah.

Unter den wenigen Spaziergängern bemerkte ich einen Mann, der stehen blieb, als er Dona Mariana

kommen sah, sie grüßte und ihr dann lange nachblickte. Ich trat zu ihm; es war ein junger recht hübscher Mann, dessen Gesicht aber etwas Gemeines und Hartes hatte. Das rothe Kreuz vorn auf seinem Rocke verrieth, daß er dem Orden von Calatrava angehöre. Ich redete ihn an und nach einigen Fragen erkundigte ich mich, ob er die Dame kenne, welche eben vorübergegangen sei.

„Ja,“ antwortete er; „es ist Dona Mariana de Pierda, eine der vornehmsten und schönsten Damen von Granada.“

„Ist sie verheirathet?“ fragte ich, fast zitternd, weiter.

Der Unbekannte sah mich verwundert an und antwortete kurz: „Sie ist Wittwe.“ Dann entfernte er sich. Ich folgte Dona Mariana raschen Schrittes und war fest entschlossen, sie, auch in Beisein Ignacios, anzureden. Im Myrtenhose traf ich sie allein. Sie erkannte mich nicht sogleich und sagte dann mit einem Ausdrucke von Freude und Aengstlichkeit: „Sie sind es? Und Sie befinden sich noch in Granada? Konnten Sie nicht abreisen? Ach, ich glaubte, Sie wären bereits in voller Sicherheit in Gibraltar.“

Darauf sah sie sich erschrocken um und fuhr leiser fort:

„Wir sind hier vielleicht nicht ganz allein; man beobachtet alle meine Schritte und Sie kommen vielleicht selbst in Unannehmlichkeiten, wenn man Sie mit mir sprechen sieht.“

„Wer maßt sich das Recht an, Sie in Ihren Handlungen zu hindern?“ fragte ich unwillig.

„Meine Richter,“ antwortete sie ruhig. „Ich bin angeklagt, die Flucht des Obersten begünstiget zu haben, und die Stadt Granada ist mein Gefängniß. Die Polizei hat einen wahren Sanitätsordon um mich gezogen; Niemand wagt mit mir zu sprechen; meine Verwandten und Freunde haben sich von mir zurückgezogen und Sie zeigen vielen Muth, da Sie mit mir zu sprechen wagen.“

„Wollen Sie mir die Gunst erzeigen, die Unterredung zu verlängern, so werden Sie mir ein großes Vergnügen bereiten,“ antwortete ich heiter, um meine Gemüthsbewegung zu verbergen.

„Bleiben Sie, aber lassen Sie uns leise sprechen,“ antwortete Dona Mariana mit der ihr eigenen Anmuth, der es selbst an etwas Stolz nicht fehlte.

„Ich habe aus einem Briefe meines Freundes ersehen, daß der Oberst glücklich in Gibraltar ange-

kommen ist," sagte ich; „Sie haben ohne Zweifel bereits Nachricht davon.“

„Allerdings; ich bin indirect davon benachrichtigt worden, denn einen Brief von dem Obersten selbst werde ich nicht eher erhalten können, bis wir auf irgend eine andere Weise als durch den armen Anton Marti zu correspondiren im Stande sind, der selbst zu sehr in Verdacht ist.“

„Darf ich mir erlauben, an seine Stelle zu treten?“

„Sie würden mir dadurch einen sehr großen Dienst erweisen; aber ich kann ihn nicht annehmen.“

„Zweifeln Sie an meinem Eifer oder an meiner Vorsicht?“

„Weder an dem einen noch an der andern, aber ich will und kann keinen Vortheil daraus ziehen. Anton Marti weiß, was er thut und wagt, Sie wissen es nicht und ich kann es Ihnen nicht sagen.“

„Und wenn ich Ihnen unter jeder Bedingung gefällig sein wollte und mich im Voraus allen Folgen unterwürfe?“

Nach kurzem Nachdenken antwortete sie: „Sind Sie liberal gesinnt?“

„Nein," antwortete ich offen; „mein Vater, der Marquis von Villa-Roël, ist ein Spanier von altem Schrot und Korn und den Grundsätzen der alten Monarchie zugethan; ich theile seine Meinungen zwar nicht ganz, da aber der Zwist in den Familien etwas Entsetzliches ist, so verhalte ich mich neutral und lasse mich mit keiner Partei ein. Ich kann deshalb ruhig und unparteiisch über alles urtheilen und Sie dürfen ohne Bedenken mein Anerbieten annehmen.“

Sie schlug die Augen zu mir auf und sah mich einen Augenblick an, als wolle sie meine geheimsten Gedanken errathen und sich überzeugen, ob meine Characterfestigkeit wohl meinem freundlichen Anerbieten gleichkomme; dann antwortete sie: „Ich nehme Ihr Anerbieten an und werde morgen an den Obersten schreiben; seine Antwort wird an Sie gelangen. . . Aber," setzte sie nach einer neuen Pause hinzu, „werden Sie nach vierzehn Tagen noch in Granada sein?“

„Wahrscheinlich verbringe ich den Winter da," entgegnete ich.

Unter diesem Gespräche waren wir in die Galerie vor dem Thurme Comares gelangt; tiefe Stille herrschte in dem arabischen Palaste; man hörte nichts als das Rauschen des Windes zwischen den schlanken Säulchen und das Murren des Wassers in dem Springbrunnen. Dona Mariana blieb stehen und sagte leise zu

mir: „Hier könnte man uns hören. Vielleicht beobachtet uns Jemand.“

„Es ist Niemand da," antwortete ich, nachdem ich mich umgesehen hatte.

Sie deutete rasch nach einem kleinen Fenster mit Jalousie in dem Gewölbe und sagte:

„Sonst verbarg die Königin-Sultanin ihre schöne Stirne hinter dieser Jalousie, um die Gesandten vorübergehen zu sehen, welche der König empfing; jetzt belauscht Ignacio de la Lapida von dort oben die, welche hier hereintreten.“

„Kann ich Sie nicht an einem Orte sehen, wo wir wenigstens vor ihm sicher wären?“ wagte ich zu fragen.

„Die Polizei hat überall Spione und es wird überall, wie hier, unvorsichtig sein, mit mir zu sprechen.“

„Und wenn ich einen Brief für Sie habe?“

„Wir müssen uns über einen Ort vereinigen, wohin Sie ihn legen," erwiderte sie.

„Da unten, unter dem Thurme von Comares, stehen zwei dichtbelaubte Eypressen. . .“

„Ihr Stamm ist durch den Schutt einer eingestürzten Mauer halb versteckt, ja, da geht es; man ist daran gewöhnt, mich in der Alhambra spazieren gehen zu sehen und meine Anwesenheit wird keinen Verdacht erregen. Ich werde den Brief selbst suchen und so können Sie nicht in Verlegenheit kommen. Gebe der Himmel, daß uns Niemand hier mit einander hat sprechen sehen.“

„Wir sind ja allein.“

„Das Mädchen, meine Begleiterin, wird zurückkommen; sie ist geschwähig und ich kann ihr nicht trauen.“

Mit diesen Worten entließ mich Dona Mariana durch eine Handbewegung. Ich wollte mich entfernen, als ich einen Schatten durch den dunkeln Gang schlüpfen sah, welcher den Palast Karls V. von dem maurischen Könige trennt. Es war sicherlich weder die Begleiterin Dona Marianas, noch Ignacio de la Lapida, und ich glaubte den Mann wieder zu erkennen, den ich auf dem Wege nach der Alhambra angeredet hatte.

„Erlauben Sie mir, Sie bis an dieses Thor zu begleiten," sagte ich zu Dona Mariana; „ich möchte Sie hier nicht allein zurücklassen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Berlin und Dresden.) In London sind so eben „die Tagebücher und Briefe“ eines berühmten englischen Diplomaten (Harris, Graf von Malmesbury) erschienen, der an mehreren Höfen als Gesandter lebte, überall mit scharfem Blicke beobachtete und in alle Intriguen eingeweiht war. Was er beobachtete, zeichnete er sorgfältig in seinem Tagebuche auf und man kann daraus abnehmen, von welchem Interesse dasselbe sein mag. Graf Malmesbury war auch in Berlin und er fügt den zahllosen Anekdoten zc. über Friedrich den Großen einige neue hinzu: „Die liebste Unterhaltung des Königs von Preußen,“ schreibt er, „ist das Flötenspiel, und er zeichnet sich darin allerdings aus. Ich hatte einst Gelegenheit, ihn lange spielen zu hören, als ich im Vorzimmer auf Audienz wartete. Obgleich bei seinen Concerten außer den Mitwirkenden und einigen Auserwählten Niemand zugegen sein darf, so fürchtet er sich doch so sehr, einen falschen Ton anzugeben, daß er sich, sobald er ein neues Stück versucht, einige Stunden vorher in seinem Cabinet einschließt, um sich zu üben. Er besitzt eine schöne Sammlung von Flöten und hat einen Mann angestellt, der weiter nichts zu thun hat, als die Flöten in Stand zu halten. Alle sind von einem und demselben Künstler gemacht und er zahlt für jede Flöte hundert Ducaten. Im letzten Kriege, als viel leichtes Geld ausgegeben wurde, sorgte der König vorzugsweise dafür, seinen Flötenlieferanten mit gutem Gelde zu bezahlen, um nicht etwa schlechte Instrumente von ihm zu erhalten. . . . Die Sparsamkeit des Königs ist bekannt und sie zeigt sich namentlich bei den Festen, die er giebt. Er ordnet dabei alles selbst an und bestimmt sogar selbst wie viele Wachlichter angezündet werden sollen. Ich hatte Gelegenheit, dies bei der Vermählung des Prinzen von Dessau zu beobachten. Alle Zimmer, außer denen, in welchen gespeiset oder Karte gespielt wurde, waren nur mit einem einzigen Lichte erleuchtet. — Nach dem Tanze verlangte ich etwas Wein und Wasser, erhielt aber die Antwort, es würde kein Wein mehr gegeben und ich müsse Thee trinken. Ich sah mit meinen eigenen Augen, wie der König bei dem Anzünden der Lichter im Ballsaal zugegen war und anordnete, wie viele Lichter angezündet und wohin sie gestellt werden sollten. Während dies geschah, befand sich die Königin, die königl. Familie und die Gesellschaft im Dunkel, da Sr. Maj. erst nach Beendigung des Soupers den Ballsaal erleuchten ließ. . . Bekanntlich haßten einander die verstorbenen Könige von Preußen und England außerordentlich. Georg nannte Friedrich: „mein Bruder der Feldwebel“ und Friedrich ihn dagegen: „mein Bruder der Tanzmeister“. Als der König von Preußen auf dem Sterbebette lag und seine Familie um ihn her stand, fragte er den Geistlichen: „Muß ich, um in den Himmel zu kommen, allen meinen Feinden vergeben?“ — Als ihm darauf entgegnet wurde, daß dies nothwendig geschehen müsse, wendete er sich an die Königin und sagte: „Nun, Dorothea, so schreibe Deinem Bruder und sage ihm, ich ver-

gäbe ihn alles Böse, was er mir gethan hat. Ja, sage ihm, daß ich ihm verzeihe, aber — warte bis ich todt bin.“

Auch nach Dresden führte den Grafen eine diplomatische Sendung und er macht da folgende Bemerkung: „Die Königin hat viel Unglück mit ihren Hofmarschällen, der gegenwärtige, Wartensleben, ist ein Mann von sehr schwachem Geiste. Wenn er einen Fremden vorstellt, sagt er stets vorher zu ihm: „Vielleicht spricht Ihre Maj. mit Ihnen, in diesem Falle müssen Sie ihr antworten, und vergessen Sie ja nicht, eine Verbeugung zu machen.“ — Sir Charles Williams schrieb ihm einst, empfahl ihm Lord Essex und sagte nach den gewöhnlichen Complimenten: „Sie können sich darauf verlassen, daß dieser Lord Essex nicht der ist, welchem zur Zeit der Königin Elisabeth der Kopf abgeschlagen wurde.“ — Das ging über das Begriffsvermögen des Hofmarschalls und als er Lord Essex der Königin vorstellte, sagte er richtig: „Graf Essex! Aber ich versichere Ew. Maj., daß er der nicht ist, welchen die Königin Elisabeth enthaupten ließ.“ — Derselbe Held wohnte einer Belagerung bei, aber seine Gedanken waren so verworren, daß er später nicht wußte, ob er auf der Seite der Belagerten oder der Belagernden gewesen sei.

(Die Eisernte in America.) Eis ist, wie wir schon früher erzählt haben, ein bedeutender Handelsartikel Americas geworden. Sechszigtausend Tonnen werden jährlich von Boston nach Ost- und Westindien, in der letzteren Zeit auch nach England gesandt und da die Verpackung allein in Sägespänen besteht, so wird auch mit den letzteren ein bedeutender Handel getrieben. Die Eishäuser an den Seen sind ungeheuer große Gebäude, von denen eines bis zehntausend Tonnen Eis fassen kann und manche bedecken einen ganzen Acker Boden. Sie haben doppelte Wände und der Zwischenraum von zwei Fuß zwischen diesen Wänden ist mit Sägespänen ausgefüllt, durch die weder Wärme noch Luft dringt. Zum Ausschneiden des Eises hat man besondere Instrumente, welche Ackerpflügen gleichen und von einem Pferde gezogen werden. Das Eis selbst, das zur Ausfuhr bestimmt ist, muß ganz rein von Schnee gehalten werden. Vierzig Mann und 12 Pferde können in einem Tage 400 Tonnen Eis einsammeln. Ist das Wetter günstig, so sind oft hundert Menschen gleichzeitig beschäftigt und in drei Wochen ist die Eisernte, etwa 200,000 Tonnen, eingebracht. In manchen Wintern ist es aber sehr schwer, das Eis einzubringen, da Regen oder Thau die Arbeiten von Wochen, die vorher aufgewendet sind, zerstören und das Eis untauglich für die Versendung machen. Oder es schneit und regnet auf das Eis und die dabei Beschäftigten sind nicht im Stande, dasselbe rein zu erhalten; gefriert der Schnee darauf, so giebt es Schneeeis, das keinen Werth hat und durch eine besondere Maschine von dem Grunde, oft sechs Zoll tief, wieder abgehobelt werden muß. . . Das Eis wird auf Eisenbahnen befördert. Jedes Eishaus hat eine Eisenbahn bis zur Hauptbahn und das Eis wird in besonders eingerichteten Eiswagen nach Boston ge-

bracht. Die Werkzeuge und Maschinen, die Häuser, die Anlage und Unterhaltung der Eisenbahnen u. dergleichen erfordern großen Geldeaufwand und ein Fehlschlagen der Eisernernte in America ist deshalb stets ein großes Unglück.

(Der junge d'Alayrac.) Dem jungen d'Alayrac, der später ein berühmter Componist werden sollte, war von seinem Vater, einem Beamten, untersagt worden, seiner Vorliebe für die Musik nachzugeben und namentlich auf der Violine zu spielen. Aber die Musik behielt doch die Oberherrschaft; der junge d'Alayrac verließ, wenn alles in dem älterlichen Hause in Muzet schlief, sein Bett, nahm seine liebe Geige, kletterte durch ein Fenster auf das Dach hinaus und spielte da in den stillen Nächten nach Herzenslust. Neben an befand sich aber ein Nonnenkloster. Der Künstler hatte nicht lange gespielt, so erwachte eine junge Nonne, lauschte auf die lieblichen Töne, stand endlich sogar auf und trat an ihr Fenster, das sie leise öffnete. Da erkannte sie, daß die Musik am Ende des Klostergartens sei; sie konnte der Neugierde nicht lange widerstehen und ging im Nachtgewande hinunter in den Garten, um den lieblichen Tönen zu lauschen und den Künstler zu sehen. Dieser stand auf dem Dache seines Vaterhauses, an den Schornstein gelehnt und sah die weiße Gestalt in dem Klostergarten langsamen Schrittes herankommen; da erfaßte ihn die Angst und Furcht, der Bogen entfiel ihm und seine Hände zitterten. Die junge Nonne mochte die Ursache der Unterbrechung errathen und klatschte, um den Künstler zur Fortsetzung zu ermutigen, leise Beifall. Der junge Künstler beruhigte sich wirklich sogleich wieder und begann von neuem, aber nicht mehr im schwächlichen Adagio, sondern in heitern Tanzmelodien. Die Nonne hörte lange zu und in der nächsten Nacht, als der junge Virtuos wieder auf dem Dache stand, erschien sie mit mehreren Freundinnen in dem Garten. Auch im Kloster bleibt nichts verschwiegen; am dritten Abende waren in der Nacht, um zwei Uhr, sämtliche Nonnen im Garten und sie hörten nicht mehr ruhig zu. Sie konnten den lockenden Tönen nicht widerstehen und sämtliche Nonnen tanzten, lachten endlich laut und lauter und klatschten in die Hände. Vormünder, Ehemänner und Kebsfrauen haben nun allerdings einen tiefen Schlaf, aber auch sie erwachen endlich, wenn das Geräusch eine gewisse Stärke erreicht. So geschah es auch im Kloster. Die Superiorin hörte den Jubel im Garten, stand auf, trat an's Fenster und machte der Freude ein Ende. Am nächsten Tage wurde der Vater des jungen Künstlers vor das geistliche Gericht beschieden und erhielt unter Androhung harter Strafen die Weisung, seinen Sohn besser zu hüten. Der junge d'Alayrac kam aus dem Hause und die Freude im Kloster hatte ein Ende.

(Ein warnendes Beispiel für Künstlerinnen.) Ein reicher Russe liebte eine Schauspielerin — wo, thut nichts zur Sache — und wurde geliebt. Eines Tages nahm er

seinen Muth und seine Rubel zusammen und machte sich auf den Weg nach der Wohnung der Schauspielerin, fest entschlossen, diesmal den Freigebigen zu spielen. Unterwegs fiel es ihm indes ein, es werde doch besser sein, wenn er der Künstlerin seinen Tribut unter der zarteren Gestalt eines Geschenkes darbringe. — Der Antrag wurde gemacht, und es handelte sich um einen Diamantenschmuck, dessen Auswahl der verliebte Russe der Schönen überließ. Diese mußte kein Weib gewesen sein, wenn sie nicht schon einen Wunsch bereit gehabt hätte. Sie antwortete deshalb sofort, sie habe in der und der Straße bei dem und dem Juwelier einen Schmuck gesehen, der mehr originell als kostbar gewesen sei, der ihr aber ungemein gefallen habe. Der Russe bat um einige Minuten Zeit, um den Schmuck zu holen. Es verging indes eine halbe Stunde und er kam nicht wieder. Es verging eine ganze Stunde und der Russe mit dem Schmucke ließ noch immer auf sich warten; der Abend kam, aber noch immer kein Russe. Da entschloß sich endlich die Schauspielerin in ihrer Besorgniß um den reichen Anbeter und um den Schmuck, zu dem Juwelier zu schicken, um sich nach beiden erkundigen zu lassen. Der Juwelier ließ ihr antworten, „es sei allerdings um den Schmuck gehandelt worden, der Preis betrage aber 1200 Thlr., und der russische Herr, der nur 1000 Thlr. dafür geboten, habe sich deshalb noch nicht entschieden.“ War dies nicht eine Knickerei, welche Züchtigung verdiente? Der Schuldige mußte vor allen Dingen wieder angelockt werden, und die schöne Schauspielerin, die muthig einen Theil opferte, um das Ganze zu erhalten, schickte dem Juwelier 200 Thaler mit der Bitte zu, den Schmuck mit einer Rechnung über nur 1000 Thlr. dem Russen zu übersenden, wobei sie natürlich nicht zweifelte, daß er gleich am anderen Tage bei ihr erscheinen werde, um ihr den Schmuck zu Füßen zu legen. Der Anbeter der Schauspielerin kam jedoch auch am anderen Tage nicht und sie verbrachte den ganzen Tag mit Warten und Schimpfen. Als sie endlich am Abend auf der Bühne erschien, wurde sie durch einen Anblick von ungewöhnlichem Luxus an einer bescheidenen, aber nicht minder schönen Nebenbuhlerin erschreckt, an deren Busen sie den Diamantenschmuck bemerkte. Der Russe hatte aus Zufall oder Gründen seine Gunst einer anderen zugewandt. — Man kann sich die Wirkung dieser angenehmen Ueberraschung auf die Dame denken, die diesen Abend zu Verwunderung des Publikum mit großer Zerstreung spielte. —

Generalcorrespondenz.

Ab. Glasbrenner hat ein neuestes Heft von seinem „Berlin wie es ist und — trinkt“ herausgegeben, „Herr Buffey auf der Berlin-Leipziger Eisenbahn,“ in dem er über unser Leipzig sagt: „Leipzig ist größer als andere deutsche Städte, die mehr Einwohner haben, weil Leipzig mehr Seelen hat. Viele andere deutsche Städte haben auch mehr Häuser, aber in Leip-

zig wird am meisten gebaut. Leipzig hat die meisten Pressen und duldet am wenigsten Druck; Leipzig hat die meisten Krefse und schreitet doch immer vorwärts; Leipzig hat keine Aristokratie und ist doch eine der vornehmsten Städte; Leipzig ist seiner Messen wegen berühmt und handelt doch am bedeutendsten außerhalb der Messzeit; Leipzig hat ein altes Gesicht und einen jugendlichen Geist; Leipzig hat keinen großen Fluß, aber die größte Strömung und Verbindung; Leipzig liegt nicht schön und legt sich doch immer aufs Schönste, und endlich, bei Leipzig wurde die deutsche Freiheit errungen und doch kämpft es noch täglich um diese.“ —

In einem Artikel der „Grenzboten“ (eines der werthvollsten der deutschen Journale) wird von dem großen Luxus der Bankiers, Kaufleute etc. in Wien gesprochen. „Man mag sich einen Begriff davon machen, wenn man hört, daß der jährliche Haushalt des Bankiers G. keinen geringeren Aufwand als zweimalhunderttausend Gulden C. M. in Anspruch nahm. So kostete z. B. jeder Winterball dieses Bankiers — und er gab deren mehrere im Jahre — zwölf- bis funfzehntausend Gulden, während die Ananaszucht in seinen Sommerhäusern ungefähr eben so viel erforderte.“ —

In dem Museum in Versailles, das bekanntlich dem „französischen Ruhme“ gewidmet ist, wurde kürzlich eine neue Gallerie eröffnet, in der sich nur Gemälde befinden, die Ansichten von allen königlichen Schlössern darstellen, von Chambord, Fontainebleau, St. Germain etc. —

In Texas hat man bei der Quelle des Flusses Pasingano einen versteinerten Wald gefunden, der aus mehreren hundert Bäumen besteht, die alle noch stehen und in Stein verwandelt sind. Selbst Bäume, die noch Saft haben, versteinern allmählig. —

Die Verehrer Rossinis beklagen sich, daß der Meister jetzt schweige; er schweigt aber nicht ganz. Er schreibt allerdings nicht, aber er spricht. Er macht keine Musik, aber Ausfälle gegen die Musiker, und manche seiner Bemerkungen sind vielleicht so viel werth, als seine Cavatinen. Zwei davon theilen wir den Lesern zur Probe mit: „Herr Halévy ist ein junger Mann, der glänzende Hoffnungen erregt, die er nie erfüllen wird.“ „Es ist ein Glück, daß Berlioz die Musik nicht erlernt hat; er würde entsetzliche gemacht haben.“ —

Die Gartenfreunde machen wir auf zwei neue Pflanzarten aufmerksam, die in diesem Jahre zum ersten Male erschienen sind, das *penastemum* nämlich und *mimulus atroroseus*. Die erstere, von sehr schöner Amethystfarbe, hat lange ganz gerade Stengel von einer Länge von fast drei Ellen, die sich zu zwei Dritttheilen mit Blüten bedecken. Sie gewährt einen ungewöhnlich schönen Gartenschmuck. Die zweite, *mimulus atroro-*

seus, liebt den Schatten und die Frische, was ein um so größerer Vorzug ist, da es so wenige Pflanzarten giebt, welche an schattigen feuchten Stellen der Gärten gedeihen. — Bekanntlich sind in der neueren Zeit die Nelken wiederum ein Gegenstand der Vorliebe unter den Gärtnern und Blumenfreunden. Man hat seit einigen Jahren ganz neue bisher unbekannte Arten. Und wem verdankt man sie? Der Mann, welcher das Meiste zur Umwandlung in der Nelkenzucht beigetragen hat, ist zu Anfange dieses Jahres in England gestorben. Er war ein gewöhnlicher Hufschmied, Ely mit Namen, in der Grafschaft Nottingham. Er hatte 11 Kinder, darunter sieben Söhne, und mußte also sehr fleißig arbeiten, um seine zahlreiche Familie erhalten zu können. Sein ganzes Leben lang bestand seine ausschließliche Erholung nach der harten Arbeit in der Nelkenzucht, und als er endlich alt geworden war, hatte er es dahin gebracht, daß sein ganz kleines Gärtchen ihn nicht bloß reichlich nährte, sondern ihn wohlhabend machte. Er wußte fortwährend ganz neue Nelkenforten hervorzubringen und die Handelsgärtner bezahlten ihm für eine solche neue Nelke gewöhnlich 50 Pfd. St. (350 Thlr.) und darüber. Einer der sieben Söhne des alten Ely hat die Liebe für die Nelkenzucht und die Kunst geerbt, neue Arten zu erziehen. —

Von Heine erscheinen nächstens, wie die Zeitungen erzählen, „Memoiren“, so wie ein Band neuer Gedichte. —

Die Bull berichtet, daß er auf seiner Kunstreise durch Nordamerika in zwei Monaten 250,000 Dollars eingenommen habe; Alle. Taglioni ist für den Monat September in Brüssel engagiert und bekommt für jede Vorstellung 3200 Francs. — Der braunschweigische Hofschauspieler Kettel dagegen hatte bei seinem Benefiz in Linz 4 Fl. 45 Kr. und in Regensburg bei dreimaligem Auftreten betrug sein Antheil — 4 Fl. 30 Kr. — Das neue Drama von Prutz, „Moriz von Sachsen“ soll in Berlin nach der ersten Aufführung, welche ungewöhnlich großen Beifall gefunden hatte, — verboten worden sein. —

Es wird nicht selten auf die schreckliche Möglichkeit hingewiesen, daß das nicht feuerfeste Gebäude in Dresden, in welchem die weltberühmte Gemäldegalerie aufgestellt ist, einmal durch Feuer zerstört werden könnte, wodurch ein unersehlicher Verlust entstehen würde. Es sind bereits einmal durch einen Brand unersehliche Kunstschätze verloren gegangen, was man doch ja in Dresden nicht vergessen möge, bei dem Brande des Palastes Whitehall im J. 1697 nämlich. Bei diesem Brande gingen nicht weniger als siebenhundert und achtundfunfzig Bilder verloren, darunter 3 von Leonardo da Vinci, 3 von Rafael, 12 von Giulio Romano, 18 von Giorgione, 18 von Titian, 6 von Correggio, 27 von Holbein, 4 von Rubens, 13 von Van Dyk und 14 von Wilhelm v. der Velde.